

Roland Voigtel, Simon Scharf
Sich vor unsäglichen Gefühlen schützen

Forum Psychosozial

Roland Voigtel, Simon Scharf

Sich vor unsäglichen Gefühlen schützen

**Ein Gespräch über Sucht,
die Rolle der Sprache
und eine politische Psychoanalyse**

Psychosozial-Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Originalausgabe

© 2026 Psychosozial-Verlag GmbH & Co. KG
Gesetzlich vertreten durch die persönlich haftende Gesellschaft
Wirth GmbH, Geschäftsführer: Johann Wirth
Walltorstraße 10, 35390 Gießen, Deutschland
06 41 96 99 78 0
info@psychosozial-verlag.de
www.psychosozial-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werks darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche
Genehmigung des Verlags reproduziert oder unter Verwendung
elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlagabbildung: © Denny Müller/Unsplash
Umschlaggestaltung und Innenlayout
nach Entwürfen von Hanspeter Ludwig, Wetzlar
Druck und Bindung: Druckhaus Bechstein GmbH
Willy-Bechstein-Straße 4, 35576 Wetzlar, Deutschland
Printed in Germany

ISBN 978-3-8379-3510-3 (Print)
ISBN 978-3-8379-6452-3 (E-Book-PDF)
<https://doi.org/10.30820/9783837964523>
ISSN 3053-5336 (Print)
ISSN 3053-5344 (Digital)

Inhalt

Einleitung	7
<i>Simon Scharf</i>	
1 »Ich habe genügend Therapien für mich selbst gemacht und sehe mich gewissermaßen auch als ›qualifizierten Patienten‹«	13
Therapeutische Begegnung und die Anker der Theorie	
Eigene »Suchtzeiten«	
und der »exklusive Club der Psychoanalyse«	13
Die Unsicherheit der Psychoanalyse	
und das Netz der Abstraktionen	19
Begegnung im Modus der Solidarität:	
Worte für Gefühle finden	31
Theorie als kommunikative Brücke	
und die Gefahren der Moral	37
2 »Das Symptom reagiert auf eine ganz bestimmte Not, in der sich dieser Mensch befindet«	43
Facetten der Sucht als biografisches Schlüsselerleben	
Nicht-auflösbare kindliche Verlassenheitsangst	
und die lebenslange Arbeit am minderwertigen Selbst	44
Trauerarbeit und die schrittweise Entwicklung	
von Selbstfürsorge	76
	5

Lernende »Nachsozialisation« in der Gruppe und verfahrensübergreifende Übungen	82
3 »Wo zeigt sich in unserer Gesellschaft ein grundsätzliches Interesse an der Not von Einzelnen?«	89
Sucht im Spiegel gesellschaftlicher Konstellationen	
Neoliberale Vereinzelung und vertiefte Spannungen in der Gesellschaft »zahlungsfähiger Bedürfnisse«	91
Das selbstverantwortliche Individuum als eine historische Form der Psyche	97
Das Gesellschaftliche im Patienten und die Frage therapeutischer Moral	107
Digitalisierung und gegenwärtige Erziehung als Suchtverstärker?	112
Nachwort	121
<i>Roland Voigtel</i>	
Ausgewählte und weiterführende Literatur	125
Die Gesprächspartner	131

1 »Ich habe genügend Therapien für mich selbst gemacht und sehe mich gewissermaßen auch als »qualifizierten Patienten««

Therapeutische Begegnung und die Anker der Theorie

Eigene »Suchtzeiten« und der »exklusive Club der Psychoanalyse«

Simon Scharf: Wie hat sich bei Ihnen biografisch eigentlich die Auseinandersetzung mit der Suchtthematik ergeben bzw. entwickelt, zumal diese offenkundig einen markanten Schwerpunkt in Ihrer Arbeit darstellt?

Roland Voigtel: Sie hat sich fast zufällig aus bestehenden Jobangeboten heraus ergeben: Ich war zwölf Jahre lang Leiter eines Suchtpräventionsprojekts an Schulen in Berlin-Kreuzberg und Prenzlauer Berg, was zugleich ein Modellprojekt des Berliner Senats darstellte. Auf diese Stelle hatte ich mich beworben und stand an dritter Stelle, habe eigentlich nicht mehr daran geglaubt, dass das Ganze eine Chance hat – bis die beiden anderen abgesprungen sind und ich den Job bekommen habe. Danach stand für mich dann die Frage im Raum, wie das Projekt überhaupt konzipiert werden soll, denn die Initiatoren verstanden unter »Suchtprävention« so etwas wie Aufklärung über die Gefahren von Drogen für normale Schülerinnen und Schüler. Niemand hatte sich Gedanken gemacht, was Sucht eigentlich ist und wer besonders gefährdet sein könnte, eine solche zu entwickeln. Es war – außer üblichen Allgemeinplätzen – unklar, was die Entstehungsbedingungen von Sucht sind,

welche Kinder und Jugendlichen in welchem Alter besonders anfällig sind, wie man sie erreicht und was man mit ihnen tun sollte. Es gab im Prinzip kein Konzept, sodass ich mich hingesetzt und Bücher aus dieser Zeit durchgearbeitet und aus sämtlichen Richtungen (Sozialforschung, Psychiatrie, Neurobiologie usw.) Ideen zusammengetragen habe. Parallel dazu – Ende der 1980er Jahre – habe ich meine psychoanalytische Ausbildung begonnen, sodass sich beides ein stückweit zusammengefügt hat. Zum Tragen kam dabei auch die Erkenntnis, dass die Beschäftigung mit Sucht in der Psychoanalyse eher unterbelichtet ist: Es gab schon Autoren wie Sándor Radó^{70*} aus den 1930er Jahren oder Henry Krystal und Herbert Raskin⁵² in den USA der 1960er Jahre – aber ein Konzept, das auch die neueren theoretischen Entwicklungen einschloss und offen für Forschungen und Einsichten aus wichtigen Nachbardisziplinen gewesen wäre, existierte nicht. Und dann habe ich eben sehr lange daran gearbeitet, im Laufe meines Therapeutenlebens süchtige Patientinnen und Patienten in der einen oder anderen Form behandelt und bin langsam sicherer im Verständnis der Psychodynamik und der Diagnose geworden. Ich habe auch festgestellt, dass bei einer großen Zahl von Patientinnen und Patienten, die »einfach so« mit einer Depression oder narzisstischen Problemen zu mir kamen, doch auch Suchtsymptome eine Rolle spielten, und dass dies viel verbreiteter ist, als man erstmal denkt – auch in den psychoanalytischen Therapien.

Dazu spielt sicher auch der Rückbezug auf meine eigene Geschichte eine Rolle, was die Auseinandersetzung mit der Suchthematik angeht – gerade hinsichtlich Drogenerfahrungen als Jugendlicher oder Jungadoleszenter. Als ich nach dem Abitur frisch nach Berlin kam, sehr vereinsamt, haben Alkohol und

* Die Literaturangaben zum Gespräch finden sich in nummerierter Form hinten ab S. 125; im Text sind die Referenzen mittels hochgestellter Zahlen angegeben.

Cannabis ein paar Jahre lang eine wichtige Rolle gespielt, um mich über die Zeit zu retten. Ich bin damals in eine psychoanalytische Gruppentherapie gegangen, die mir sehr geholfen hat, mich selbst zu verstehen. Sie sehen, dass bei der Beschäftigung mit dem Thema von vornherein meine subjektiven Erfahrungen miteingeflossen sind.

Simon Scharf: Sie sprechen Ihre Ausbildungszeit Ende der 1980er Jahre an: Wie schätzen Sie Rolle und Bedeutung der Psychoanalyse seitdem ein – gerade mit Blick auf mögliche Veränderungen? Wie würden Sie die gesellschaftliche Resonanz und Rezeption damals und heute beschreiben und wo ließe sich ausgehend davon gewissermaßen anknüpfen, was die Zukunft betrifft?

Roland Voigtel: Ich sehe ehrlich gesagt keine große Entwicklung, sondern finde, dass die Situation der institutionalisierten Psychoanalyse in Deutschland stagniert. Nach wie vor gibt es Therapie, Krankenbehandlung und die Anerkennung durch die Krankenkassen; Psychoanalyse und psychodynamische Therapie ermöglichen vielen Menschen eine vertiefte Selbsterkenntnis, eine bessere Verortung in ihren persönlichen Beziehungen, die Lösung aus Wiederholungszwängen und die Linderung von emotionalem Leiden. Was mir allerdings fehlt, ist eine bestimmte öffentliche Präsenz der Psychoanalyse.

Damit meine ich nicht, dass psychoanalytisches Gedankengut, etwa die Rede über Depression oder Narzissmus, Traumatisierung oder psychopathisches Verhalten, in den Medien nicht präsent wäre. Das ist es sehr wohl: In jeder besseren Thriller- oder Familienserie werden komplizierte Angst-, Kränkungs- und Rachemotivationen präsentiert, die zeigen, dass die Drehbuchautorinnen und -autoren sich in der psychoanalytischen Literatur oder deren populären Ablegern wie der Lebenshilfeliteratur Anregungen geholt haben; in vielen Sozialreportagen wird auf traumatische Verlassenheits- und Misshandlungserfahrungen von Jugendlichen und Kindern

verwiesen, die zu Kriminalität, selbstschädigendem Verhalten oder anderen Formen sozialen Scheiterns führen – diese Zusammenhänge sind durchaus bekannt, und das ist auch gut so. Was ich meine, ist, dass Psychoanalytikerinnen und Psychoanalytiker in der Öffentlichkeit sehr selten als Fachleute befragt werden, die in irrationale Zusammenhänge, sei es in der Kindererziehung oder in der Politik, Klarheit bringen könnten – so wie man zu anderen problematischen Themen im Fernsehen Fachleute heranzieht, Mediziner, Ernährungsberater, Ingenieurinnen, Experten und Expertinnen für bestimmte politische Bereiche. Das liegt meines Erachtens nicht an den althergebrachten öffentlichen Vorurteilen gegenüber der Psychoanalyse. Diese existieren bei der jüngeren Generation kaum noch. Es liegt hauptsächlich am fehlenden Auftrittswillen der Psychoanalytiker und Psychoanalytikerinnen selbst, am Rückzug in ihre exklusiven Clubs. Es gibt zwar psychoanalytische Verlage, Zeitschriften und Autoren und Autorinnen, die nicht nur zu psychoanalytischen Fachthemen, sondern auch zu gesellschaftlich relevanten Themen publizieren, aber das verbleibt – zumindest in Deutschland (in den USA, Frankreich, Großbritannien und den skandinavischen Ländern sieht das anders aus) – in der Regel auch in den Fachkreisen. Was das öffentliche Auftreten betrifft, hat sich seitens der Psychoanalyse meines Erachtens seit den späten 1980er Jahren nicht viel getan; ich würde sagen, dass die Präsenz von Alexander und Margarete Mitscherlich oder diejenige eines Horst-Eberhard Richter von den 1960er bis in die 1980er Jahre hinein da deutlich stärker war. Diese fehlende Performanz, oder besser gesagt: die mangelhaften *public relations*, finde ich bedauerlich.

Simon Scharf: Das klingt schon nach einer deutlich negativ eingefärbten Entwicklung, die Sie hier skizzieren. Vielleicht wäre hinsichtlich der Rolle der Psychoanalyse auch die Unterscheidung zwischen medial geprägter öffentlicher Wirksamkeit und der Sichtbarkeit im akademischen Diskurs interessant, um

Entwicklungen zu bewerten. Was die universitäre Verortung angeht, sind ja auch durchaus Verfallserscheinungen zu konstatieren ...

Roland Voigtel: Natürlich trifft man immer wieder auf einzelne bekannte Theoretikerinnen oder Theoretiker (z. B. in den Gender Studies, der Philosophie oder in der Sozialpsychologie, ich denke z. B. an Judith Butler¹² oder Slavoj Žižek⁹⁷), die sich auf die Psychoanalyse berufen und fragen, was sich unbewusst im Denken der Menschen abspielt. Trotzdem zeigt sich auch, dass es in Deutschland – wenn ich das gerade richtig überblicke – kaum noch einen Lehrstuhl im Bereich der Psychologie gibt, den ein Analytiker oder eine Analytikerin besetzt. Dann gibt es die International Psychoanalytic University (IPU) in Berlin, an der sich einige bekannte Psychoanalytikerinnen und Psychoanalytiker versammelt haben, wenngleich dabei auch immer zu fragen wäre, wie stark ihr Wirken und die Verbreitung ihrer Ideen in der gesamten Öffentlichkeit sind.

Simon Scharf: Wissen Sie, ob das Interesse an einem Studium dort in der letzten Zeit ansteigt? Haben Sie einen Eindruck, was die Entwicklung der Anmeldungen hier insgesamt angeht?

Roland Voigtel: Nein, das weiß ich nicht. Ich weiß, dass von dort wenig größere Klagen zu vernehmen sind, weshalb ich annehme, dass man genügend Studierende hat. Auch die Kooperation der IPU mit anderen Ausbildungseinrichtungen im Bereich der Psychotherapie funktioniert recht gut: Die Ausbildungskandidatinnen und -kandidaten, die zwischen den Institutionen wechseln, äußern sich regelmäßig zufrieden mit der IPU, sodass es insgesamt sicher eine sinnvolle und gute Einrichtung ist.

Simon Scharf: In der Literaturwissenschaft begegnet einem häufiger die Idee oder der Gedanke, dass sich vor allem gute Autorinnen und Autoren fortwährend an *einem* Problemkomplex, *einer* Fragestellung, *einem* Lebensthema abarbeiten, sodass die verschiedenen Romane, die geschrieben werden, eigentlich letztlich immer darum kreisen und im Prinzip *einen einzigen*

Roman darstellen. Würden Sie sagen, dass es sich bei Ihnen ähnlich verhält und die Beschäftigung mit dem Thema Sucht ein Lebensthema ist?

Roland Voigtel: Das hat sich letztlich so ergeben. Ich habe vorher mit suizidalen Kindern und Jugendlichen bei »neuhland – Hilfe in Krisen«, einem gemeinnützigen Träger der Jugendhilfe und psychosozialen Versorgung, gearbeitet – und als in diesem Zusammenhang die Aussicht bestand, dass daraus eine feste Anstellung werden könnte, gab es auch die Idee, sich stärker mit Suizidalität zu beschäftigen, was ich sicher auch gemacht hätte, wenn ich in diesem Job geblieben wäre. Ich vertiefe mich gern gründlich in eine Sache. Ich habe mal den Satz gehört: »Wenn man sich mit einer Sache intensiv befasst, treibt diese in alle Richtungen aus«, sodass man eben viele andere Themen berührt und mitbehandelt – aber immer in Bezug auf das zentrale Thema, das dadurch immer voller und genauer wird, frei nach Hegel⁴⁰: »Das Wahre ist das Ganze« – das finde ich interessant.

Ich habe aber vor Kurzem in zwei Aufsätze^{83, 84} hineingelesen, die ich Ende der 1980er Jahre geschrieben habe, in denen ich mich mit der sogenannten »Postmoderne« beschäftigt habe, und ich muss sagen: Anscheinend habe ich so etwas wie ein Lebensthema, aber es ist nicht die Sucht. Ich fand es frappierend, zu lesen, dass meine Gedanken schon damals um den Zusammenhang von bürgerlicher bzw. kapitalistischer Gesellschaftsstruktur und psychischer Struktur der Individuen kreisten und ich in ähnlicher Weise argumentiert und zum Teil die gleichen Worte verwendet habe wie heute.

Simon Scharf: Sie haben gerade das Thema der Suizidalität angesprochen – gibt es andere Themen oder thematische Schwerpunkte, die für Sie auch über die Auseinandersetzung mit der Sucht hinausgehend von Interesse waren oder sind? Gab es dabei vielleicht sogar den Gedanken: »Hätte ich mich mal stärker mit diesem oder jenem Thema befasst«?